

Der Fremde auf der Grenze

Eine Kurzgeschichte

von Rolf Wirz

Eines schönen Morgens früh um sechs schlenderte ein sonst unbekannter Wanderer durch die sommerliche Landschaft der Streusiedlungen im Kanton Brutz auf die enger bebaute Grenze zum Kanton Debel zu, im Gebiet der Gneiz, dem Zentralland hoch oben in den Bergen, abseits von jedem gütlichen Interesse der sich immer zu einem Besseren messenden umliegenden Länder.

Plötzlich, die nicht mehr markierte Grenze schon in seinem Blickfeld, erschrak der Fremde stark. Denn exakt auf dieser Grenze, mitten darauf, mit seinem Körper die Länge nach vom Scham bis zum Scheitel, lag ein Mensch, regungslos auf seinem Rücken. Das Gesicht zum Himmel, doch nicht nach den ziehenden Wolken blickend. Er rührte sich nicht. Oh Himmel: der hätte ja auch überfahren werden können, so mitten auf der Strasse, gerade da wo diese engwindig und löchrig wurde, weil der Kanton dort wechselte. „Hilfe!“ schrie der Wanderer augenblicklich frei gepresst heraus so laut er konnte. Und beidseitig der Grenze in der hier enger bebauten Streusiedlung öffneten sich die Fensterläden, zog man die Storen, die Metallvorhänge hoch, lärmig, knisternd krachend, jetzt nicht mehr auf den schlafenden Nachbarn achtend. Und man eilte herbei, schrie auf, lief durcheinander, diskutierte, beriet sich, fragte nicht wie anfassen, chaotisierte, gestikuliert. Jeder wusste besser was zu tun wäre als jeder andere. Keiner schickte sich an erste Hilfe zu leisten. Niemand stellte die Frage danach, wie eine solche zu leisteten wäre.

Das Geschehen war typisch für die Viehmärkte in der Gegend, wo die Bauern noch ihre Frauen gegen entsprechende Mitgiftversprechungen einhandeln gingen. Kaufen durfte man heute nicht mehr sagen. Doch die Preise wurden noch nach der alten Methode ausgemacht. Obwohl hier auch viele Ausländerinnen über den Ladentisch gingen. Vorzugsweise Polinnen, die auf den Höfen dann arbeiteten ohne aufzumucksen. Und oft bei rechtspopulistischen Bauern, die ihre Nase unbedeckt in die Politik gesteckt hatten.

Der Landschaft lag es in ihrem Wesen eingebrannt. Trotz der Unterschiede im Imponiergehabe und in Glaubenssachen in der trauten Stube waren die Gewohnheiten auf dem Markt dieselben geblieben. Dabei gab es doch so grosse Unterschiede zwischen den Kantonen Brutz und Debel. So war man in Brutz pechschwarz katholisch. Man wollte dort keine Reformierten. So sagte man es wenigstens, überzeugt von der Richtigkeit der eigenen Haltung. Und mit den neu eingewanderten kinderreichen Muslimen wusste man überhaupt nichts anzufangen. Die waren derart fremd in ihrer Art, dass hier in der Umgebung dafür die Worte fehlten um das damit verbundene Gefühl auszudrücken. So ging ihnen jedermann aus dem Wege wie er oder sie nur konnte und, wie man sagte, es jene auch so täten. Auf solche Weise integrierte man die männlichen Muslime nach der Art, dem Muster, das auch bei den kinderarmen, teilungsscheuen Reformierten seine praktische Gültigkeit hatte. Gott hatte ja Adam und Eva, und damit das Menschengeschlecht, verschieden geschaffen, in der heute für gültig erklärten Bedeutung reich und arm. Von den Juden sprach man nicht, obwohl solche auch hier wohnhaft waren. Man ging ständig bei ihnen einkaufen. Dazu fand manch einer ihre Mädchen schön, trat ihnen bei Tage aber trotzdem aus dem Wege.

Schliesslich war der Hauptort von Brutz Bischofsitz, quasi heimlicher Erzbischofsitz, denn man wünschte sich so sehr, man könne mal in dieser alten Hierarchie Karriere machen, nachdem der Bischof als Fürst von fremden Mächten abgesetzt worden war. Man hatte hier den Sitz einer uralten erzkatholischen Universität, an der geglaubt und auch gelehrt wurde, was nicht gerade bei Exkommunikation verboten war. Und man hatte die katholische Bank *zum weisstaubigen heiligen Geist*, erste Bezugsadresse für Grundstückanleihen in glaubensreinen Bauzonen im Himmel mit Ausblick auf den lieben Gott, Optionen quasi, die dann bei Nichtbenutzung wegen anderweitigem Verblieb im Jenseits nach hundert Jahren

verfallen sollten. So jedenfalls lautete die Garantieerklärung. Oft gab es Neuemissionen, die gleich ausverkauft waren. Man sagte auch dass der Bischof, der noch Kanzler der Universität war, sehr fest glauben würde, dass das jüngste Gericht fast schon gekommen sei und dass er dort von Gott persönlich einen Platz als Richter erhalten werde beziehungsweise schon erhalten habe.

Ganz anders verhielt es sich im Kanton Debel. Hier war man orthodox viertelcalvinistisch reformiert, streng bibelgläubig nach der zwinglianischen oder gegebenenfalls der lutherischen Urbibel, also nach der übersetzten Wahrheit aus einem gottgewollten, menschengeistfreien, noch nie hinterfragten und betreffend seinem Aufbewahrungsort unbekanntem Urtext in die hiesige unveränderbare Gottessprache, die Gott eignes zur Aufnahme solcher Texte geschaffen hatte. Man guckte also auf die nur gewöhnlich reformierten Habenichtse zwetschgenäugig herab, zeigte sich in sich unterbietender Kargtracht an Gottesdiensten in den sonst leeren, feuchten und verschlossenen Gebetshallen, wo das Wort zu Ton wurde, das Ohr zum Aufnahmeorgan von Gottes Willen und die Wand vorne zur Zielscheibe der zu erstrebenden Blindheit des Auges, das so nichts Unzüchtiges erhaschen mochte. Der Hauptort von Debel war auch Sitz des lokalen Kirchenrundtisches, des Onkel- und Tantensowjets, wie man boshaft sagte. Er war Sitz von zwei freien theologischen Fakultäten, wobei ein frommer Reicher sich momentan anschickte, noch eine dritte zu gründen, wo die Wochentage immer einen Tag vorauslaufen sollten, gottgefällig geschäftstüchtig, sodass der Samstag zum Sonntag werden würde und der Sonntag damit zu einem gewöhnlichen Arbeitstag.

Man wollte hier oben eine automatisierte Bibelübersetzungsmaschine für die unzählbaren Missionssprachen konstruieren wie auch ein tropenfestes Bibelpapier entwickeln, das sogar bei jahrelangem Nichtgebrauch nicht zur Regenzeit vermodern oder von Termiten gefressen werden konnte und trotzdem ob all diesem die Menschen dort unten nicht vergiftete. Hier war Gott auch auf einen eigens dafür erhöhten Sitz im Verwaltungsrat der Staatsbank gewählt worden. Doch war der für ihn reservierte Stuhl an den bisherigen Sitzungen immer leer geblieben. Leider kannte man dessen Willen, Gottes Willen, nicht. Doch war man jetzt geneigt zu glauben, dass er, Gott, diesen Willen durch den obersten Kirchenratspräsidenten offenbaren würde. Was jener nach dem zweiten Glas Wein und einem Bissen Brot von sich gäbe, das sei direkt Gottes Wort, mittels Fleisch gewordener Wille, und nicht der Wille des geistig im Moment ausgeschalteten Präsidenten. Mit diesem Argument war man bisher sehr gut gefahren, denn die Zahlungsmoral bei den Kirchensteuern hatte sich unter solchem Einfluss sehr verbessert. Auch amtete der oberste Kirchenratspräsident zugleich als Präsident der *Krematorium AG*. So konnte man gottgefällig kremieren lassen, auf Verlangen kremiert werden und danach körperlos schlafen gehen. Bis zum jüngsten Gericht, das hier zulande noch auf sich warten liess. Schlafend sollte bis zu diesem Gericht niemand mehr sündig werden. Und mit den neu eingereisten Moslems hielt man es noch strenger als mit den Katholiken. Denn die Katholiken durfte man bisher noch bekriegen. Die Moslems dagegen gab es einfach schlicht weg nicht in hiesigen Augen. Die existierten in den Köpfen nicht, obwohl sie da lebten. So waren diese auf ihre Weise kampflös integriert.

Mit den Juden hielt man es wie bei den Katholiken: Obwohl der christliche Gott Jude war sprach man nicht über sie, trotzdem sie ebenfalls hier heimisch waren und obwohl man ständig bei ihnen einkaufen ging. Dass ihre Mädchen schön seien zirkulierte nur heimlich unter vorgehaltener Hand. Analog wie bei den Katholiken, wo ebenfalls normalerweise die Mütter immer mit noch praktizierenden durchreisenden jüdischen Viehhändlern verhandeln mussten, weil gerade dann immer die Väter nicht zuhause waren, als sei das so abgemacht. Dazu sind es schliesslich immer die Mütter, die seit ewig zweifelsfrei die Mütter sind, auch wenn das Erbrecht vielerorts weiterhin vor allem die väterliche Herkunft berücksichtigt.

Ja, nun lag er noch da, der Fremde, mitten auf der Grenze, der Länge nach. Schliesslich kam einer aus Brutz auf die Idee einen Arzt zu rufen. Auf der Seite von Debel kopierte man diese Aktion unverzüglich. Man schickte ebenfalls nach einem Arzt, jedoch von eigener Sorte. Und beide Ärzte brausten sofort an. Vermutlich hatte man beiderseits Handys verwendet, denn so schnell konnte das mit einem Läufer oder einem Fahrrad nicht gehen. Und Pferde waren keine mehr einsatzbereit. Richtige Esel obendrein meist auch nicht.

Die angekommenen Ärzte machten sich sofort an die Arbeit, jeder in seinem Kanton auf seiner Seite der Grenze. Der aus Debel fragte: „Ist der Fremde einer aus unserem Kanton oder aus Brutz?“ Keiner wusste es. Dann sprach er: „Man sollte erst feststellen ob er Moslem oder Jude ist!“ Doch keiner wusste, wie das zu geschehen hatte, ausser dem Arzt, der dies aber aus Furcht vor der Strafe für eine solche Handlung bei Tageslicht in der Öffentlichkeit jetzt nicht tun mochte. Schliesslich sprach er: „Schaut hier den Spiegel, den ich unter seine Nase halte: Kein Beschlag. Er atmet nicht mehr, er ist tot. Den muss man begraben, so rasch wie möglich. Früher ist einmal einer nach vier Tagen wieder lebendig geworden, mit starkem Schnapsgeruch und zu Lasten der Armenkasse. Das wird hier zwar nicht passieren, doch Ordnung muss sein, schon wegen seinem lumpigen ungläubigen Hemd. Nicht mal Christus hätte den so wieder lebendig gemacht. Wo wäre er denn sonst hingekommen? Den kann niemand mehr retten. Weiss der Teufel, wo seine Seele bereits ist“

Der von Brutz verfuhr gleich auf seiner Seite. Er hatte dieselben Bedenken, doch ein kleines Zeichen auf dem Muster des Hemdes des Fremden liess ihn vermuten, dass dieser einer der seinigen sei. Das Hemd schien zudem von der Marke Salomon zu sein, welche in Brutz hoch angesehen war. So sprach er: „Wenn ich mit meiner Hand auf unserer Seite unter der Nase fühle, so spüre ich einen ganz schwachen Atem. Herztöne kann ich keine hören, zumal das Herz hier ausserkantonale liegt und dies mich daher auch nichts mehr angeht. Es gibt Fälle, in denen das Herz so schwach schlägt, dass ich es mit meinem Instrument nicht mehr hören kann. Doch ich sage: Der Fremde lebt noch. Man muss ihn reanimieren. Man muss ihn ins Spital bringen. Man muss ihn angemessen therapieren. Das muss man.“

Darauf brach ein grosser Streit los zwischen denen von Debel und denen von Brutz. Jeder der Ärzte beharrte auf seinem Recht auf die Gültigkeit seiner Diagnose sowie auf dem Recht, seine Kosten später dem Staat abfordern zu dürfen. Es war heimlich bekannt geworden, dass man in Brutz an Lebenden immer mehr verdient als an Toten, in Debel jedoch nicht in jedem Fall, oft eher umgekehrt.

Nach einer halben Stunde Gezänke schliesslich kam ein ausserkantonaler, als weise bezeichneter Richter des Weges, sah sich die Sache mit dem Gezänke an, konsultierte das alte Testament und machte einen neutralen Vorschlag. Den Fremden am Boden hatte er von weit weg auch gesehen. Man solle, so riet er, diesen Fremden der Grenze nach entzwei schneiden. Dann bliebe jeder Teil in dem Hoheitsgebiet, in dem er gefunden worden sei. Auf jeder Seite könne man dann so verfahren wie gewünscht. Das akzeptierte man mit grosser Mehrheit und hielt es dann auch so.

Der Teil auf der Seite von Debel wurde unter Aufsicht des Arztes auf den nächsten Friedhof gefahren, dort in ein offen vorgefundenes Loch geworfen, danach dann meterdick mit Erde bedeckt, also beerdigt. Darauf pflanzte man einen halben Stein mit der Aufschrift: *½, N.N., 29.8.2009, Grenze zu Brutz, Tauf- und Konfirmationsbelege verschollen, Ehre sei Gottes grosse gütige Gerechtigkeit und Ordnung in Himmel und Erde.*

Der Teil auf der Seite von Brutz aber wurde in ein Spital gekarrt, wo man jetzt vergeblich versuchte eine Reanimation mit Erfolg zu bewerkstelligen. Schliesslich gab man es auf. Man gab die Schuld dem dritten Teil, nämlich dem auf der Grenze versickerten und nicht eingefangenen Blute. Man spendete zur Hälfte das letzte Sakrament, die halbe Ölung zur Rettung der halben Seele. Man betete zu Gott und der Gottesmutter für den Papst, den Bischof, den Pfarrer, die anwesenden Männer, die anwesenden Frauen und Kinder und für den halben Fremden, die Hälfte des jetzt amtlich als solcher registrierten Verstorbenen. Dann ging man ebenfalls zur Beisetzung über. Auf dem halben, aufs Grab gepflanzten Kreuz stand zu lesen: *½, von der Grenze zu Debel, N.N., 29.8.2009, Gott nehme ihn zur Hälfte in seinen rechten und gerechten barmherzigen starken Arm auf und sei seiner halben Seele gnädig.*

Später hörte man die Leute sagen: Die eine Hälfte der Seele sei gleich in die Hölle gefahren. Man habe den Schwefel sowie Verbrennungsgeruch gerochen und ein Wimmern mit Stöhnen vernommen. Die andere Seite aber sei flugs in den Himmel gesprungen. Man habe frohlocken, Alleluja singen vernommen und einen himmlischen Wohlgeruch von Weihrauch, Myrrhe, Lorbeer, Benzoe, Galbanum, Styrax und Zistrose geatmet.

An der Grenze dagegen versammelten sich ab und zu ein paar nachdenkliche Leute, meistens wohl Gelehrte von überall her, Journalisten, Medienleute, mit Kamera bewaffnet,

wie man sah. Und beidseitig wurde die Grenze immer wieder kontrolliert. Schließlich wollte man sicher sein. Und man war nach der Kontrolle auch immer sicher. Die Grenze hatte sich horizontal um keinen Millimeter verschoben. Auch nicht vertikal nach oben oder unten. Auch am Nachmittag nach dem Fund um die dritte und um die vierte Stunde nicht, als zwei starke Gewitter niedergingen und Blitz und Donner Himmel und Erde erzittern ließen. Es tat sich kein Spalt auf im Boden im Bereich der Grenze, obwohl sich die Sonne verfinstert hatte. Eine Mauer tief unter dem Boden schützte ja die Grenze, sehr stark armiert, genügend breit betoniert, beidseitig selbstgefällig Sicherheit spendend, herrlich in Härte, Länge, in Geruch und Klang bei starkem Windwetter, wenn der Regen drauf prasselte. Dann sorgte diese im Erdreich verborgene alte Mauer dafür, dass das eigene Abwasser der anderen Seite keinen Tropfen von sich gönnte. Das behielt beidseitig die Welt heil in sich gar eng zusammen. Es ließ sie, wenn auch noch so klein, in altehrwürdiger, stahlharter Ordnung sein, wie man sagte Gott über den Wolken wohlgefällig. Dies gab ein Gefühl von Heimat, Glück, Ehre, Heldenstück, von betonkräftiger notwendigster Sicherheit, Halt und Gewalt. So lebte man in dieser sanft hügeligen Landschaft in die unsanft wechselnden Tage hinein, trotz und auch mit der schmerzhaften Tatsache der Trennung der Seele von den gelegentlich lieb beschenkenden, oft unerreichbar vorhandenen Verwandten jenseits dieser Grenze, für deren baldige Bekehrung man beidseits der trennenden Linie fast täglich eifrig betete, zum gleichen Gotte, diesen aber in verschiedenen Residenzen und Sphären vermutend heimlich anrief, still in der verschlossenen Kammer, dort tief in sich gekehrt, hier sitzend, da kniend, flehend, wenn man dies gerade nicht wieder einmal auf wunderbare Weise vergessen hatte, weil wichtigere Dinge zu tun waren.